

Walter Stern: Das Überleben hat gelohnt

Knapp bevor ich in die Schule kam, übersiedelten wir in den sechsten Bezirk. Eine eigene Wohnung für die Familie, zwei Zimmer für fünf Personen, Küchenfenster auf den Gang, wenn auch kein Bad, so doch das WC in der Wohnung. Welch gewaltiger Fortschritt! Besonders für meine Mutter! Endlich eine eigene Küche! Welch aufregendes Erlebnis, wenn mich meine Mutter in der Küche in einen Holzbottich stellte, in dem ansonsten die Wäsche eingeweicht wurde, und in warmem Wasser badete. Oder wenn ich mit einem meiner größeren Brüder das Tröpferbad besuchte. Heute gibt es diese Tröpferbäder kaum mehr, aber in den 1920er und 1930er Jahren waren diese billigen Badeanstalten wirklich eine stolze Errungenschaft der sozialdemokratischen Stadtverwaltung, eine Lebensnotwendigkeit für die ärmere Bevölkerung.

Dann kamen der Arbeiterturnverein, die Kinderfreunde, die Kinderfeste im Lainzer Tiergarten am „Tag des Kindes“ und die unvergesslichen Stunden im Sommer im Kinderfreibad beim St.-Johann-Park am Margaretengürtel.¹

Die Volksschule besuchte ich in der Sonnenuhrgasse. Sehr früh kam ich in den „Blau-Weiß“, eine zionistisch-sozialistische Jugendorganisation.

Ich gehörte eher noch zu den „begüterten“ Kindern, weil ich manchmal eine Buttersemmel oder einen Apfel in der Schule mit hatte. Der „Apfelputzen“ wurde dann noch weitergegeben und von den anderen bis zum Kernegehäuse abgenagt.

Die Jahre 1934 bis 1938 waren für den Großteil der Bevölkerung durch Armut geprägt. Aber es gab natürlich auch sehr reiche Leute. Mein Vater war selbstständiger Kaufmann, besser gesagt, er betrieb eine „Sortieranstalt“. Hinter diesem hochtrabenden Namen verbarg sich ein Kellerlokal in der Schweglerstraße, in dem Textilabfälle sortiert und dann wieder an andere Textilfabriken weiterverkauft wurden. Er kämpfte ständig um das Überleben der Firma. Ein jüdischer Arbeiter, mein Vater, meine Mutter, später mein älterer Bruder (und nach Hitlers Einmarsch sogar ich) arbeiteten dort.

¹ 2005 in Bruno-Kreisky-Park umbenannt. Vgl. dazu: Autengruber, Peter: Parks und Gärten in Wien. Wien 2008, S. 71.

Dann kam Freitag der 11. März 1938. Am Nachmittag sollte unsere Klassenmannschaft am „Weiß-Elf-Platz“ in Meidling gegen die Klasse einer Meidlinger Schule ein Fußballspiel absolvieren. Wir waren schon auf dem Spielfeld, da kam ein Bub von der anderen Mannschaft zu uns herüber und sagte: „Mit Juden spül ma net“, deutete auf mich und setzte fort, „...den da miaßt´s aus der Mannschaft stell´n. Früha fang ma net an.“ Das war noch bevor die Nürnberger Rassengesetze für Österreich Geltung erlangten. War der Bub mit vierzehn Jahren schon ein eingefleischter Nazi? Oder wollte er bloß einen Vorteil für seine Mannschaft erreichen, indem ich aus der Mannschaft genommen werden sollte? Die Buben unserer Klasse wollten aber nicht auf mich verzichten. War es Solidarität mit mir? Oder wollten sie einfach nicht geschwächt antreten? Sie lehnten ab, und so kam es, dass das Spiel nicht stattfand und wir nach Hause gingen.

Gegenüber einem Großteil meiner Mitschüler in der Hauptschule galten wir zweifellos als wohl situiert. Wir bewohnten eine Zwei-Zimmer-Parterrewohnung, etwas feucht, mit Küchenfenster auf den Gang, so wie eben die meisten dieser Wohnungen. Immerhin hatten wir die Toilette und Wasser in der Wohnung. Der große Traum meiner Mutter, eine Wohnung mit Badezimmer, ging ihr nie in Erfüllung. Oder doch, als nach der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 mehrere jüdische Familien im ersten Bezirk am Salzgries in eine Wohnung zusammen eingewiesen wurden, weil man schon lange vor dem Holocaust jüdische Wohnungen für „arische“ Mieter freimachte. Dort gab es ein Badezimmer.

Und dann kamen die persönlichen Demütigungen. Der Lebensmittelkaufmann in der Mollardgasse, Herr Schäfer, ein Christlichsozialer, bei dem wir jahrelang einkauften, ließ uns durch unsere Hausbesorgerin, Frau Macholt, ausrichten, dass er keinen Wert mehr auf uns als Kundschaft lege und dass wir uns nicht mehr in seinem Geschäft blicken lassen sollten.

Es ist verständlich, dass wir dem Einzug Hitlers fernblieben und auch nicht auf den Heldenplatz gingen. Aber von wo kamen auf einmal die vielen Hakenkreuze auf den Rockaufschlägen her? Wenn einer ohne Hakenkreuz ging, konnte man fast mit Sicherheit annehmen, dass er Jude sei. Und da bin ich nicht sicher, ob nicht auch

Juden, die nicht allzu jüdisch aussahen, ebenfalls ein Hakenkreuz ansteckten, damit sie nicht auffielen. Hitlers Anschlussrede hörten wir natürlich im Radio.

Wir, die jüdischen Schüler in der Klasse, blieben nur mehr kurze Zeit in der Schule, wurden noch im selben Schuljahr ausgeschult und in der so genannten „Judenschule“ in der Stumpergasse (dort wo heute das Institut für Höhere Studien beheimatet ist) zusammengefasst. Dort gab es auch jüdische Lehrer, die aus den anderen Schulen entfernt worden waren. Von Unterricht war in diesem Restschuljahr kaum mehr die Rede, hatten doch sowohl der Lehrkörper als auch die Schüler andere Sorgen und Ängste.

In der Öffentlichkeit, auf den Straßen sowie in der Straßenbahn und Stadtbahn herrschte in den ersten Anchlussstagen Hochstimmung. Was hinter verschlossenen Türen in den Wohnungen gesprochen wurde, wusste ich nur von den mir bekannten jüdischen Familien, und das war deprimierend. Man erfuhr von Bekannten, die verhaftet und nach Dachau gebracht worden waren. Die Situation war nicht in allen Bezirken gleich. In den St.-Johann-Park durfte ich nicht mehr gehen. Im zehnten Bezirk in der Favoritenstraße wurden die jüdischen Schuhgeschäfte einfach geplündert.

Es kam zur berühmt-berüchtigten „Kristallnacht“ vom 9. auf den 10. November, in der die Tempel angezündet und zahlreiche jüdische Bürgerinnen und Bürger verhaftet und in NS-Konzentrationslager deportiert wurden. Die Zeitungsberichte und Rundfunkkommentare waren die Haupthebel, über die die Pogrommaschinerie in Bewegung gesetzt wurde.

Mich trieb es aus mir unbekanntem Gründen auf die Straße, doch ich kam nicht weit. Kaum hatte ich das Haus verlassen, sah ich auf der gegenüberliegenden Straßenseite eine Gruppe junger Burschen in Uniformen der Hitler-Jugend (HJ). „Da is der Jud“, hörte ich und fing zu laufen an. In der Mollardgasse kannte ich ein Durchhaus zur Wienzeile. Dorthin flüchtete ich und dachte zu entkommen. Doch vergeblich. Im Haus erwischten sie mich und droschen auf mich ein. „Ihr Juden habt unseren Volksgenossen ermordet, dafür müsst Ihr büßen!“ „Ich war´s nicht“ oder „Was kann ich dafür?“ oder Ähnliches sagte ich, aber es war sinnlos. Ich versuchte, so gut es

ging, mit den Armen meinen Kopf zu schützen. Trotzdem hatte ich ein blutunterlaufenes Auge und mehrere geschwollene Stellen im Gesicht abbekommen. Mir schien die Prügelei endlos. Die Stimme des HJ-Führers klang direkt menschlich, als er sagte: „So, jetzt hat er genug.“ Ich blieb noch einige Zeit benommen im Hausflur liegen, dann ging ich auf die Straße und wanderte ziellos durch die Gassen. Ich konnte nicht nach Hause, das im Moment nur ein Ausweich-Zuhause war. Ich schämte mich bitterlich. „Warum hast du nicht zurückgeschlagen?“, brannte die Schmach in meinem Kopf. Natürlich hätte ich sie noch wilder gemacht, aber vielleicht hätte wenigstens einer von ihnen auch ein blaues Auge gehabt. Aber die Angst vor einer Verhaftung war enorm. Was ist denn das für ein Heldentum, über einen wehrlosen Knaben einfach herzufallen?

Mein Bruder Emil berichtete. Er war im 15. Bezirk in der Herklotzgasse gewesen, dort war die Gefahr geringer, dass ihn wer aus der Nachbarschaft oder ehemalige Mitschülerinnen bzw. Mitschüler erkennen würden. Er sah, wie der Tempel brannte. Er war einer unter vielen, die zusahen. Die Feuerwehr war dort, löschte aber nicht, sondern achtete lediglich darauf, dass das Feuer nicht auf die benachbarten Häuser übergreife. Ein frommer Jude stürzte in den brennenden Tempel, um die Thorarollen zu retten. Er trug sie heraus, als ob es um das Leben seiner Kinder ginge.

Wir wohnten dann nicht mehr lange im sechsten Bezirk. Einmal wurden uns noch durch Steinwurf die Fenster eingeschlagen, aber was war das denn schon gegen das, was später folgte. Wir mussten dann die Wohnung verlassen und übersiedelten in den ersten Bezirk auf den Salzgries in ein Haus, das noch in jüdischem Besitz war. Wir wohnten mit zwei weiteren jüdischen Familien in einer Wohnung. Als ich eines Abends nach Hause kam, saß ein „Schupo“² auf einem Stockerl unten im Stiegenhaus neben einem großen Bogen Packpapier, aus dem Füße mit Schuhen herausragten. Ich ahnte, dass da etwas passiert sei, zu Hause erfuhr ich, dass sich der Hausherr vom obersten Stockwerk in die Tiefe gestürzt hatte. Er hat aufgegeben, hieß es.

Aus dem Buch Walter Stern: Das Überleben hat gelohnt, Wien 2008. Mit freundlicher Genehmigung des Verlags des ÖGB GesmbH, Wien.

² Schupo: Angehöriger der Schutzpolizei.

Walter Stern, geb. 1924, ist in der Fallgasse 1 in Mariahilf aufgewachsen. Seine beiden älteren Brüder haben den Nationalsozialismus in Großbritannien überlebt, ihm selbst gelang 1939 die Flucht nach Palästina. Seine Eltern wurden ermordet:

Josef Isak Stern, geb. 14. April 1889 in Rutki, verhaftet am 1. Sept. 1939, deportiert ins KZ Buchenwald, dort gest. 9. Juni 1940

Sara Stern, geb. Zupnik am 3. März 1893 in Waniowice, aus der Sammelwohnung 1010 Wien, Salzgries 10/7 am 14. Juni 1942 deportiert nach Sobibor / Izbica.

Sie bekommen Erinnerungsobjekte in der Mollardgasse.